

„Fit für die Inklusion – mein schulischer und beruflicher Werdegang“

Ich bin Jahrgang 1960 und Anfang 1967 kurz vor meinem 7. Geburtstag ertaubt. „Vorteile“ dieses Ertaubungsalters war:

- 1) Die Sprache war schon voll entwickelt, ich konnte immer gut sprechen. Zwar hat die Artikulation durch die langjährige Taubheit etwas gelitten, aber die Sprache im grammatischen Sinne habe ich immer gut beherrscht.
- 2) Ich war noch zu jung, um mir irgendwelche Gedanken um meine Zukunft als Schwerhöriger oder Ertaubter zu machen. Verlusterfahrungen, Trauerarbeit oder Identitätsprobleme gab es deshalb nicht.

Die Hörbehinderung war für mich deshalb nie etwas, was ich „bewältigen“ musste, sie gehörte zu mir, ähnlich wie das bei Gehörlosen der Fall ist, ohne aber die Sprachprobleme der Gehörlosen zu haben.

Mein Hörstatus war „Taubheit mit Restgehör“, ich trug zwar zwei Hörgeräte, aber ich war immer zusätzlich auf das Mundabsehen angewiesen. Auf die Idee einer Regelbeschulung kam deshalb zu dieser Zeit niemand, weshalb ich auf die nächstgelegene Schwerhörigenschule, ca. 25 km von meinem Elternhaus entfernt kam. Der lange Schulweg (2 Stunden mit öffentlichen Verkehrsmitteln als 9-jähriger) musste eben in Kauf genommen werden. Manchmal denke ich noch an diese Zeit, vor allem wenn ich sehe wie Eltern mit dem Auto sogar in das Schulgelände hineinfahren, damit das (nicht behinderte!) Kind bloß nicht über die Straße laufen muss... Im Nachhinein gesehen war das sicherlich nicht selbstverständlich, aber ich empfand es nie als Belastung und ich denke auch, dass mich diese Zeit sehr geprägt hat, mit meiner Selbstständigkeit trotz der Behinderung, meiner inneren Sicherheit und meinem Durchsetzungsvermögen.

An dieser Schwerhörigenschule konnte ich die Mittlere Reife machen, danach ging ich an ein Gymnasium für Schwerhörige mit Internat. Aufgrund meiner guten schulischen Leistungen war immer klar, dass ich aufs Gymnasium gehen würde, aber nie kam irgend jemand auf die Idee, dass ich auch auf eine Regelschule wechseln könnte. Das Abitur absolvierte ich dann mit Auszeichnung, anschließend studierte ich Medizin und war in der Universität nun zum ersten mal „integriert“, lernte also in einer „Regeleinrichtung“ und war der einzige Hörgeschädigte. Das erforderte natürlich neue Strategien, aber dank meines offenen, selbstbewussten Umgangs mit meiner Behinderung wurde ich von Dozenten und Mitstudenten immer gut akzeptiert. Dank meiner FM-Anlage („wo ist denn der junge Mann mit dem Mikrofon heute...“) war ich an der Uni bekannt wie ein bunter Hund, was ein großer Vorteil war.

Den Berufseinstieg habe ich sehr gut vorbereitet, ich habe mir genau überlegt was ich mit meiner Hörbehinderung (damals noch ohne CI, also quasi taub) als Arzt machen kann und was nicht. Ich habe auch immer das Gespräch mit meinen künftigen Chefs gesucht und genau besprochen, was ich (bezüglich des Hörens) machen kann und was nicht. Dinge wie Abhören mit dem Stethoskop, Telefonate,

Notfallruf, Erreichbarkeit bei Nachtdiensten etc. wurden im Vorfeld besprochen, ich habe Lösungsvorschläge ausgearbeitet, die dann meist auch umgesetzt werden konnten. Teilweise wurden dafür spezielle technische Geräte angeschafft, teilweise die organisatorischen Abläufe geändert. Nach dem Motto „wo ein Wille ist, ist auch ein Weg“ habe ich gemeinsam mit meinen Kollegen und Vorgesetzten immer eine Lösung gefunden. Meinen Berufsweg habe ich dann so gewählt, dass meine Behinderung zum Vorteil wurde: „Medizinische Rehabilitation für Hörgeschädigte“, ein Fachgebiet, das ganz am Anfang stand und das ich ganz maßgeblich weiter entwickelt habe. So konnte ich dann auch einen raschen beruflichen Aufstieg bis zum Chefarzt machen.

Rückblickend auf meine Schulzeit kann ich heute sagen: Ich habe der Förderschule (damals hieß es noch Sonderschule) sehr viel zu verdanken. Die Lernbedingungen waren optimal, ich konnte mein Potential ausschöpfen, die Hörschädigung war keine „Behinderung“. Ich hätte sicher auch in einer Regelschule mein Abitur geschafft, aber nicht mit einer Note, die mir das Medizinstudium ermöglicht hat und auch zum Preis einer viel höheren Anstrengung. Zum anderen kann ich heute sehr viel offener und selbstbewusster mit meiner Hörbehinderung umgehen. Während der sensiblen Phase in den Jahren, in denen die Persönlichkeit maßgeblich geprägt wird war ich ein Hörbehinderter unter Gleichbetroffenen, es war also das normalste der Welt, Schwerhörig zu sein. Im Gegensatz dazu hat ein Hörbehinderter in der Regelschule immer eine Sonderrolle, er unterliegt einem starken Anpassungsdruck und er kann nicht ohne weiteres seine Hörbehinderung als etwas „normales“ erleben, weil er mit viel mehr Schwierigkeiten beim Hören und Verstehen kämpfen muss.

Obwohl heute alle Zeichen auf Inklusion stehen sage ich: Ich bin sehr dankbar, dass ich in meiner Schulzeit auf Förderschulen gehen konnte, die ein für mich optimal geeignetes Bildungsangebot hatten.

Bad Nauheim, 20.02.2012

Dr. Roland Zeh